

BERND SCHWARZE

MEIN
WILLE
GESCHEHE

KRIMINAL
ROMAN

Nach einer gemeinsamen Idee
und mit einem Nachwort von Sebastian Fitzek

KNAUR 

Ähnlichkeiten mit realen Personen, Orten oder Handlungen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe Juli 2021
Knaur TB

© 2021 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

www.ava-international.de

Lektorat und Redaktion: Alexandra Löhr

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Wuttichai jantarak / shutterstock

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52752-8

*Geschieht ein Unglück in der Stadt,
ohne dass der HERR es verursacht?
(Amos 3,6)*

Was der Mensch sät, das wird er ernten

(Galater 6,7)

Ein klägliches Wimmern drang aus dem Lautsprecher des kleinen Geräts. Das Scheusal lehnte ganz entspannt am Altar, grinste und hieß ihn näher kommen. Vorsichtig erhob er sich, machte ein paar Schritte. Er zitterte vor Angst.

Alles, was ihm nun vor Augen kam, ließ ihn taumeln. Der gutmütige Jesus auf dem Holzrelief im warmen Kerzenschein. Der silbrige Glanz des Kruzifixes mit dem steinernen Sockel. Die Altarbibel, beim Propheten Jeremia aufgeschlagen, und das Smartphone im Falz zwischen den Seiten. Das bläulich kalte Licht des Displays, dem er sich nicht entziehen konnte. Die Bilder des Grauens, die ihn nun erwarteten.

Eine Küche, weiße Möbel, weiße Fliesen. Ein High-Angle-Shot, eine Kameraperspektive von oben nach unten. Immer noch dieses herzerreißende Wimmern. Dann ein wackliger Zoom auf eine Gestalt, die gekrümmt, ja geradezu eingerollt vor dem Herd am Boden lag. Blutspritzer auf den Bodenfliesen. Zögernd löste sich die Gestalt aus der Schutzhaltung und wandte ihr Gesicht der Kamera zu. Eine Frau mit dunkelblonden Haaren. Ihre Nase blutete, und das rechte Auge war zugeschwollen.

»Bitte!«, jammerte sie. Aus dem Off dröhnte ein keuchendes Husten, gefolgt von einem Würgen. Dann landete eine Ladung Speichel auf dem schmerzverzerrten Gesicht der geschundenen Frau. Ein gallertartiger Faden hing an der Braue des noch unverletzten Auges. Jetzt schrie sie, markerschütternd: »Hör auf, bitte!« Und eine auffällig ruhige, tiefe Männerstimme sprach: »Wenn du meinst, jetzt laut werden zu müssen, dann hat das hier alles keinen Sinn.«

Der kleine Bildschirm wurde schwarz; das silberne Kreuz reflektierte den Kerzenschein.

Binnen Sekunden durchströmte eine unkontrollierbare Energie

seinen Körper, zog vom Bauch her aufwärts in die Brust, weiter in die Schultern, und schoss wie ein Pfeil in seinen rechten Arm. Vor seinem geistigen Auge ratterten unzusammenhängende Begriffe vorbei, wie die Klappziffern auf seinem alten Radiowecker: Angst/Schmerz/Frau/Blut/Kreuz/Mutter/Tod/Laut/Wut. Er biss die Zähne aufeinander, dass es knirschte. Seine rechte Hand packte das schwere Kruzifix mit sicherem Griff. Ein Laut, einem Urschrei gleich, dröhnte aus seinem Mund. Dann schlug er zu.

SONNTAG JUDIKA,
22. MÄRZ

I

9.15 UHR

Ausgestorben. Das war das Wort, das Benedikt Theves in den Sinn kam, als er am Sonntagmorgen auf seinem roten Tourenrad in Richtung Petrikirche fuhr. Kein Mensch auf der Straße, kein Verkehr. An den Fenstern der Fachwerkhäuser in der Altstadt waren alle Vorhänge zugezogen. Dabei war es schon Viertel nach neun.

»Ausgestorben«, murmelte Benedikt vor sich hin, »Dinosaurier, Mammuts, Säbelzahniger – und meine Stadt am Tag des Herrn.«

Als Pastor – im zehnten Dienstjahr an der Alsberger Petrikirche – hatte er sich das alles anders vorgestellt. Glanzvoller, oder wenigstens befriedigender. *Ein Traumberuf*, hatte sein Patenonkel Karl einmal gesagt. *Nur sonntags arbeiten, und die ganze Woche über frei.* Obwohl Onkel Karl schon viele Jahre tot war, erinnerte sich Benedikt noch gut an dessen feuchte Schnappatmung, mit der er jede seiner vermeintlich witzigen Bemerkungen beschloss.

Ein vertrautes Ruckeln setzte ein, als Benedikt in die Kirchstraße einbog. Historisches Kopfsteinpflaster, vom Stadtrat gegen alle Modernisierungsbemühungen verteidigt. *Durchgeschüttelt*, sann Benedikt, während die Schutzbleche schepperten und er den gestrigen Tag, den Abend und die halbe Nacht Revue passieren ließ.

Die Predigtvorbereitung war wieder einmal die Hölle gewesen. Verzweifelte Stunden hatte er vor dem leeren Bildschirm durchlitten. In der Abenddämmerung war er gerade am Schreibtisch eingenickt, als Silke die Tür zu seinem Arbeitszimmer geräuschvoll geöffnet und ihn in einem spöttischen Tonfall angesprochen hatte: *Na! Hat der Heilige Geist heute mal wieder Besseres zu tun?* Seinen leeren, um Entschuldigung bemühten Blick hatte sie mit einem Kopfschütteln kommentiert und war wieder davongeeilt.

Silkes kleine Provokationen waren inzwischen schon Standard-

situationen. Was am Kränkungspotenzial aber nichts änderte. Gewiss hatte es mit ihr auch einmal gute Zeiten gegeben. Aber das war lange her. Dass er sich nachts manchmal vorstellte, eine andere Frau kennenzulernen und mit ihr den Zauber des Neuen zu erleben, mochte er sich tagsüber kaum eingestehen. War er das eigentliche Problem?

Nervös war er nach Silkes Auftritt auf und ab gegangen. Dann hatte er sich vor den Türpfosten gestellt und mit dem selbstzerstörerischen Wunsch geliebäugelt, seinen Schädel gegen das harte Holz zu schlagen. In der Vergangenheit hatte er das schon getan, weil er dazu neigte, sich für sein Versagen zu bestrafen. Schließlich hatte er doch mit dem Schreiben begonnen, lustlos allerdings und ohne einen halbwegs guten Gedanken, der vielleicht nicht seine Gemeinde, aber wenigstens ihn selbst überzeugen konnte. Nachts um zwei hatte der Laserdrucker dann fünf mühevoll beschriebene Seiten ausgespien, und eine Zopiclon hatte Benedikt zu ein paar unruhigen Stunden Schlaf verholfen.

Zittrig und unscharf nahm er nun die Werbeschilder der geschlossenen Geschäfte und die Plakate am ehemaligen Kino in der Kirchstraße wahr. Lag es nur am holperigen Straßenbelag, der seinem Fahrrad zu schaffen machte? Oder auch an seiner Gemütsverfassung? Sein Kopf schmerzte.

»Wir machen den Weg frei«, versprach das Plakat im Schaufenster einer Bankfiliale, deren gläserne Fassade die historisch anmutende Häuserzeile durchbrach, und verhiieß günstige Kredite. Mächtig erhob sich der Turm der Petrikirche vor Benedikts Augen, auch wenn sich die graubraune Farbe der Sandsteinquader, aus denen man die Kirche vor fast achthundert Jahren erbaut hatte, kaum vom Nebelgries des Himmels abhob. Wie immer ging der große Zeiger der Uhr, die unterhalb des kupfergedeckten Turmhelms prangte, ein paar Minuten nach.

Je näher er dem stolzen Bauwerk kam, umso kleiner und undeutender fühlte er sich. Das halbherzige Lächeln von Magdalena

Kursow, seiner Superintendentin, erschien vor seinem geistigen Auge. Sie hatte ihm schon ein paarmal indirekt zu verstehen gegeben, dass eine so schöne zentrale Predigtstätte einen besseren Pastor verdient hätte. Superintendentin, was für ein passender Titel für eine Vorgesetzte! Benedikt musste an die britischen Krimis denken, die er manchmal vor dem Schlafengehen las. Da waren die Superintendents meist nervige Abteilungsleiter, die den tapferen Detectives das Leben schwer machten.

An der Einfahrt zum Kirchplatz, dessen Pflaster noch holpriger war als der Belag der Straße, stieg er ab und hielt nach einem freien Fahrradständer Ausschau. Die ersten Krokusse blühten auf dem Beet, das der Küster vor dem nüchtern-pragmatischen Nachkriegsbau angelegt hatte, der als Gemeindehaus und Pfarrbüro diente.

»Ja, hallo«, hörte er hinter sich die Stimme seines Vikars, Christian von Wagner, während er mit dem schweren Bügelschloss sein Rad sicherte. Anfangs war Benedikt stolz gewesen, dass man ihm die praktische Ausbildung eines Nachwuchstheologen anvertraut hatte. Doch dieser hoch aufgeschossene junge Mann mit den stahlblauen Augen, der dunkelblonden Tolle und der betont eleganten Kleidung hatte sich sehr bald als Besserwisser erwiesen, der seinem Mentor selten den angemessenen Respekt entgegenbrachte. Allein der kurze Gruß klang schon ein wenig selbstgefällig. Benedikt richtete sich auf und wandte sich mit Widerwillen seinem Auszubildenden zu.

»Guten Morgen«, erwiderte er tonlos. »Ich dachte, Sie hätten heute frei.«

Von Wagner schaute ihm nicht in die Augen, sondern ließ seinen Blick über den Kirchhof schweifen.

»Was heißt hier frei? Als Christ ist man doch immer in Bereitschaft. Und außerdem – wollte ich halt mal gucken.«

Was der Vikar *mal gucken* wollte, wurde Benedikt klar, als ein altersschwacher dunkelblauer Ford Ka mit knatterndem Auspuff in eine der Parkbuchten vor der Kirche fuhr. Ludmilla, die Kirchenmusikstudentin, die vor drei Monaten die Vertretung für die frei

gewordene Organistenstelle übernommen hatte, erschien zum Dienst.

Bebenden Schrittes eilte von Wagner auf den schäbigen Kleinwagen zu. Kaum war die junge Frau mit grazilen Bewegungen ausgestiegen, da redete er auch schon aufgeregt auf sie ein. Dass er die Noten von brandneuen Lobpreisliedern aus den USA für sie ausgedruckt hätte. Und dass gegen Bach und Schütz nichts einzuwenden sei, man musikalisch aber doch mit der Zeit gehen müsste. Ludmila sagte nichts, obwohl ihr Deutsch in den vergangenen Monaten schon erstaunlich gut geworden war. Sie lächelte nur, zuckte mit den schmalen Schultern und schüttelte immer wieder ihren weißblonden Lockenkopf. Kopfschütteln war auch so ziemlich alles, was Benedikt zu Christian von Wagner einfiel.

Als Benedikt die Mappe mit den Gottesdienstunterlagen vom Gepäckträger löste, bemerkte er, dass seine Finger schweißnasse Spuren auf dem Leder hinterließen. Auch nach gut neun Jahren Dienst in der Petrikirche überfiel sie ihn immer noch am Sonntagmorgen, die Angst. Es war nicht einfach Lampenfieber, wie es Schauspieler hatten, deren Aufregung sich zu Beginn der Aufführung meist schon minderte und beim Schlussapplaus vergessen war. Nein, Benedikt befürchtete stets bei seinen Auftritten, dass seine Gemeinde ihn irgendwann auslachen und aus der Kirche werfen würde. Die Angst vor dem Scheitern war kein Wahn. Sein Scheitern hatte längst begonnen.

Es muss etwas geschehen, dachte er, als er auf das große, mit einem Relief aus biblischen Gestalten überkrönte Hauptportal zuschritt. *Ein Wunder – oder wenigstens eine richtig gute Idee*. An Wunder aber konnte er seit seinen Studienjahren nicht mehr glauben. Und nach Ideen hatte er schon so lange vergeblich gesucht. Der Turm der Petrikirche reckte sich vor seinen Augen nach oben. Achtzig Meter, bis zum Wetterhahn an der Spitze – und doch immer noch unendlich weit vom märzgrauen Himmel entfernt.

»Gott, schaffe mir Recht, und führe meine Sache wider das unheilige Volk, und errette mich von den starken und bösen Leuten! Warum hast du mich verstoßen? Warum muss ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich dränget?«

Benedikt war froh, dass ein Gottesdienst nicht allein aus einer Predigt bestand. Wenn er den Eingangspsaln vortrug, fühlte es sich so an, als wäre seine eigene Stimme in etwas Größerem geborgen. Und wie so oft sprachen ihm auch an diesem Sonntag die alten Gebetsworte aus der Seele. *Traurig, von den Feinden bedrängt, verstoßen*. Als die Orgel anhub, dachte er an Silke, die ihn für einen Verlierer hielt und die wohl davon träumte, an der Seite eines Bischofs in Hamburg oder Berlin zur feinen Gesellschaft zu gehören, an ihre schmal gezupften dunklen Brauen, die sie stets genervt zusammenzog, wenn er über seine Misserfolge klagte. Er dachte an Magdalena Kursow, die ihn schon zweimal darauf aufmerksam gemacht hatte, dass auf den Ostfriesischen Inseln demnächst Pfarrstellen frei würden. Und an seinen unsäglichen Vikar, der ihn nur allzu gern in Alsberg beerben würde. *Und führe meine Sache wider das unheilige Volk*.

Ludmilla saß am Spieltisch der kleinen Truhenorgel vor den Altarstufen und blickte freundlich zu Benedikt herüber. Sie hatte ihm mit ihrem unvergleichlichen Akzent einmal gesagt, dass sie seine Predigten schätzte, nur würde sie sie leider nicht richtig verstehen. Das Präludium zu *O Mensch, beweine deine Sünde groß* hallte im prächtigen gotischen Gewölbe noch nach, dann fing die Gemeinde an zu singen. Kläglich hörte es sich an und dünn. Von seinem Sitzplatz im Chorgestühl ließ Benedikt seinen Blick über die Kirchenbänke schweifen. Kaum mehr als dreißig Besucher waren an diesem Morgen erschienen, saßen im Raum verteilt entweder allein

oder in kleinen Grüppchen. Er hatte sich oft anhören müssen, wie voll die Kirche früher gewesen war. Zur Verabschiedung seines Vorgängers waren angeblich noch vierhundert Leute gekommen.

Die üblichen Getreuen hatten in der ersten und zweiten Reihe Platz genommen: vier Mitglieder des Kirchenvorstands, zwei Witwen aus dem Seniorenheim gleich gegenüber der Kirche, die Leiterin des Handarbeitskreises und natürlich von Wagner. Und dann fiel ihm der feiste Klaus Hambrück mit seiner grobschlächtigen Visage ins Auge. Besitzer von sieben Tankstellen in Alsberg und Umgebung und einer schicken Neureichenvilla am See. Ein Zyniker aus Leidenschaft. Getroffen hatte er ihn bisher nur ein paarmal beim städtischen Wirtschaftsrat und bei einigen öffentlichen Anlässen. Jetzt war er auf einmal in der Kirche. Warum nur? Was suchte ausgerechnet dieser Mann in einem Gottesdienst? Seine hübsche Frau begleitete ihn heute allerdings nicht. *Schade*, dachte Benedikt. Wenn es besonders schlecht mit Silke lief, träumte er hin und wieder davon, mit dieser Schönheit, deren Vornamen er nicht einmal kannte, durchzubrennen. Tagträume sollten doch erlaubt sein.

Schräg hinter Hambrück hatte sich Ehepaar Stern mit seiner zwölfjährigen Tochter platziert, deren weißer Parka sich von der gedeckten Kleidung ihrer Eltern deutlich abhob. Jemand hatte ihm erzählt, Clara würde nicht sprechen. Er selbst hatte sie auch noch nie ein Wort sagen gehört. Immerhin bewegte sie jetzt die Lippen, als sie das Lied im Gesangbuch verfolgte. *O Menschenkind, betrachte das recht, wie Gottes Zorn die Sünde schlägt, tu dich davor bewahren*. Ein schönes Passionslied, wenn auch ein bisschen altertümlich. Was sollte ein so zartes Kind schon von der Sünde wissen?

Benedikt erhob sich, bemühte sich um Haltung in seinem an den Rändern schon etwas abgewetzten preußischen Talar, rückte das weiße Beffchen zurecht und stieg die acht sandsteinernen Stufen zur Kanzel hinauf. Seit etwa einem halben Jahr musste er sich dabei fest an den schmiedeeisernen Handlauf klammern, denn es wurde ihm immer schwindlig auf dem Weg zum Ort der Wahrheit.

»Gnade sei mit euch«, hob er an, als er oben unter dem mit Ma-

lereien verzierten Baldachin angekommen war, »und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.«

Wie immer klebte er, selbst bei diesen altvertrauten Formeln, mit gesenktem Kopf an seinem Manuskript und hatte Mühe, wenigstens gelegentlich den Blickkontakt zu seinen Zuhörern aufzunehmen. »Liebe Gemeinde, es ist ein außerordentlich schwieriger Text, der uns an diesem Sonntag zur Auslegung aufgetragen ist.« Kaum hatte er dies ausgesprochen, musste er an den Rhetoriktrainer aus dem Vikariatskurs denken, der einen solchen Predigtanfang in der Luft zerrissen hätte. *Das ist kein Einstieg, das ist eine Krankmeldung*, hätte der gestrenge ältere Herr gesagt. *So etwas will keiner hören!* Ein zaghafter Blick in die Reihen verriet Benedikt, dass tatsächlich niemand an seinen Lippen hing. Manche studierten die Fresken an den gotischen Pfeilern, andere blätterten im Gesangbuch. Die beiden Witwen tuschelten sogar miteinander. Hoffentlich hatte nicht eine von den beiden seine kleine Verlegenheitslüge bemerkt. Heute wäre eigentlich ein Text aus dem Markusevangelium an der Reihe gewesen, aber dazu war ihm überhaupt nichts eingefallen. Darum hatte er sich mit schlechtem Gewissen nach zweistündiger Quälerei für den alttestamentlichen Text zum Sonntag Judika entschieden. Viel gewonnen hatte er damit allerdings nicht. Unsicher fuhr er nun fort: »Gott ist gnädig. Darauf können wir uns immer verlassen.«

Mit vielen Ausschweifungen erzählte er dann die biblische Geschichte von Abraham und Isaak, in der Gott den treuen Diener Abraham auffordert, seinen geliebten Sohn zu schlachten und als Brandopfer darzubringen. Eine Geschichte, die haarscharf an der Katastrophe vorbeischrammt. Denn der biblische Urvater hatte schon das Messer gezückt, um seinen Sohn zu töten. Da erst ließ Gott von seinem Vorhaben ab und wies auf einen Widder, der sich mit dem Gehörn in einem Gestrüpp verfangen hatte und der nun als Opfertier genügen sollte.

»Warum?«, fragte er und bemühte sich um eine kleine Kunstpause. »Warum bringt Gott seinen Knecht so in Bedrängnis?«

Lange hatte sich Benedikt bei seinen Predigtvorbereitungen mit den Aussagen dieser Erzählung abgemüht. Und es war ihm der Verdacht gekommen, dass dieser Gott möglicherweise nicht barmherzig und gnädig, sondern böseartig oder zumindest ignorant war. Was für eine Zumutung war es doch für den frommen Abraham, dass er seinen einzigen Sohn dahingeben sollte! Die Rettung im allerletzten Augenblick: War das wirklich ein Zeichen der Gnade, oder spielte hier die biblische Erzählung perfide und geschickt mit der Einsicht, dass himmlische Mächte stets mit Willkür agieren? Schlimmer noch: War Gottes Befehl eine Anstiftung zum Mord? Benedikt hatte überlegt, ob er solche Fragen offen vor der Gemeinde ansprechen sollte. Aber am Ende hatte er sich dann doch nicht getraut und es bei einem mittelmäßigen Sermon über die Glaubens-treue bewenden lassen. Dennoch blieb das ungute Gefühl in seiner Seele haften. Irgendetwas stimmte nicht mit diesem angeblich so gnädigen und barmherzigen himmlischen Vater.

»Gott prüft uns manchmal«, beschloss er seine Predigt mit kraftloser Stimme, »aber er hilft uns auch. Er ist barmherzig und hat uns lieb. Amen.«

»Amen«, echote es leise aus einer der hinteren Reihen. Eine einsame Frauenstimme, die wohl aus Gewohnheit antwortete, denn die Zustimmung klang nicht gerade emphatisch.

Als er wieder aufsaß und die müden Gesichter in den Bänken bemerkte, hätte er gern sofort die Flucht ergriffen. *Die Gottesdienstbesucher haben doch recht*, dachte er selbstquälerisch, *wenn sie sich bei meinen Predigten langweilen und wenn sie mir beim Händedruck zum Abschied meist so ein mitleidig mildes Lächeln schenken*. Aber er musste noch bleiben und sein mäßiges Werk zu Ende bringen. Das Fürbittengebet, für dessen Formulierung es glücklicherweise brauchbare Vorlagen gab, das Vaterunser und den Segen. Und dann stand ihm noch der Spießrutenlauf bevor: eine zähe halbstündige Geselligkeit, die sie *Kirchkaffee* nannten und die der Gemeinde aus unerfindlichen Gründen heilig war.

Das Glockengeläut hatte Antonius Kluge geweckt. Er streckte seine schweren Glieder und lauschte. Da um Mitternacht noch *Manhattan* von Woody Allen im Fernsehen gelaufen war, hatte er sich erst spät zur Ruhe begeben. Er mochte den Klang des Geläuts der Petrikirche, das bei Ostwind laut und klar zu vernehmen war, auch wenn sein Hausboot eine gute Viertelstunde Fußweg entfernt lag. Als Einladung zum Gottesdienstbesuch empfand der Altbischof diese Sonntagmorgenmusik allerdings längst nicht mehr.

Zwei Jahre vor seiner Pensionierung war seine Frau, die ihn stets unterstützt und liebevoll umsorgt hatte, nach einem Schlaganfall gestorben. Und wenig später hatte man bei ihm Lungenkrebs diagnostiziert. Ein komplizierter Eingriff und eine quälende Chemotherapie hatten ihn fast das Leben gekostet. Und während dieser Zeit der Trauer und der Krankheit war ihm irgendwie der Glaube abhanden gekommen. Alle hatten eingesehen, dass er sich, geschwächt, wie er war, schon ein paar Monate vor dem eigentlichen Termin in den Ruhestand verabschiedete. Aber dass er sich nie wieder öffentlich äußern und keine Kanzel mehr betreten wollte, hatte doch viele irritiert. Selbst Benedikt Theves, sein Schützling, konnte ihn nicht überreden, noch einmal zu predigen. Nicht einmal zum Heiligen Abend.

Kaum merklich schwankte das Boot auf dem Flüsschen Merve, das er sich nach seiner Genesung als Heimstatt ausersehen hatte. Mit einem Becher Kaffee in der Hand und seiner dick umrandeten Lesebrille auf der Nase schlenderte er in seinem weinroten Morgenmantel auf und ab vor den Bücherregalen, die an fast allen Wänden seines Hausbootes festgeschraubt waren. Er musterte das farbenfrohe Mosaik aus Buchrücken, griff mal nach diesem, mal nach jenem Band, um Texte zu finden, die ihm zu seiner sehr persönlichen Art der Morgenandacht reichen konnten.

Schopenhauer? Nein, der passte gerade nicht zur Stimmung. Dawkins' *Gotteswahn*? Das Buch hatte er vor ein paar Wochen mit einigem spöttischen Vergnügen gelesen, auch wenn er manche Übertreibungen und argumentative Engführungen des kämpferischen Atheisten nicht so überzeugend fand. Selbst die Freud-Gesamtausgabe vermochte den emeritierten Geistlichen an diesem Sonntagmorgen nicht zu locken. Theologische Bücher kamen schon gar nicht infrage und waren auch gerade nicht greifbar. Denn die Dogmatiken, die Luther-Ausgabe sowie die wissenschaftlichen Bibelkommentare lagerten immer noch in Umzugskartons im Unterdeck und würden wohl auch dort bleiben. Und alle erbaulichen Glaubensschriften hatte er vor seinem Umzug einer wohltätigen Einrichtung vermacht.

Kluge stöberte weiter. Ein blassblauer Einband erregte seine Aufmerksamkeit. *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* war der Titel, in einer archaisch anmutenden Schrift in den Buchrücken graviert. Friedrich Nietzsche, wieder einmal. Er lächelte das Büchlein an, als begrüße er einen alten Freund. Dann machte er es sich gemütlich auf dem langen, der Form des Bootsrumpfes entsprechend gebogenen Ledersofa. Er blätterte die schon recht vergilbten Seiten hin und her, bis er an einem Satz hängen blieb, den er bei einer früheren Lektüre mit Bleistift unterstrichen hatte.

Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.

Antonius Kluge dachte nach. Zwar hatte er nie geglaubt, im Besitz der Wahrheit zu sein, und doch war es ihm über dreißig Berufsjahre lang so vorgekommen, als hätte er sich zumindest auf sie zubewegt. Unermüdlich hatte er sie verkündigt und verteidigt, die Botschaft vom barmherzigen Gott, dessen Sohn in die Welt gekommen war, um Liebe, Heilung und Frieden zu bringen. Er hatte dafür gestritten in Fernseh-Talkshows und auf Podiumsdiskussionen,

war pausenlos herumgereist zu Kirchweihfesten und Synoden, zu Gedenkveranstaltungen und Strategiekongressen und hatte seine eigenen Bedürfnisse und auch manche Zweifel an seinem Tun stets hintangestellt. Heute kam ihm sein einst so ruhmreiches Bischofsamt wie Falschmünzerei vor. Ob Nietzsche nicht recht hatte, wenn er behauptete, die Wahrheit sei nichts anderes als eine Konvention, ein Gerüst, aus Lügen erbaut, an dessen vermeintliche Glaubwürdigkeit man sich einfach nur gewöhnt hat?

Aus der Ferne hörte er den Schall einer einzigen Glocke. Jetzt war man in der Petrikirche also beim Vaterunser angekommen. Der letzte der sieben Schläge der Betglocke klang merkwürdigscheppernd und schrill. Der siebente Schlag, das Zeichen für die siebente Bitte: *Erlöse uns von dem Bösen*.

Wie es Benedikt wohl ergehen mochte, seinem jungen Freund, wie er ihn oft nannte? Kluge hatte ihn als Pfarramtskandidaten bei einer Ordinationsrüstzeit kennengelernt. Der junge Absolvent mit den weichen Gesichtszügen hatte ihm damals leidgetan, weil er so un gelenk und übervorsichtig gewesen war, so verdreht und verkrümmt in seinem Wesen, ein *homo incurvatus in se*, wie Luther das nannte. Aber er war auch fasziniert gewesen vom verzweifelden, oft quälerischen Ringen des jungen Mannes um die Einsichten des Glaubens. Zweifel waren angemeldet worden von der Personaldezernentin des Kirchenamts, ob Bruder Theves aufgrund seines zaghaften Wesens für das Pfarramt wirklich geeignet wäre. Doch diese Zweifel hatte Kluge mit einem wohlwollenden Gutachten ausräumen können. So war ihm Benedikt zunächst ein Schützling und dann ein enger Vertrauter geworden. Zwar redeten sie, wenn sie sich trafen, fast ausschließlich über Benedikts Sorgen und Nöte, aber der Altbischof gefiel sich in seiner Rolle als Mentor, auch wenn er längst nicht mehr daran glaubte, ein geistliches Vorbild zu sein.

Kluge tastete nach seinem linken Auge. Ein kleiner Tic am oberen Lid meldete sich wieder einmal. Meistens war das ein Zeichen, dass irgendetwas nicht stimmte. Als damals das Telefon

geklingelt und sein Internist ihn mit neutraler Stimme gebeten hatte, wegen der Laborwerte noch einmal vorbeizukommen, war da auch dieses unwillkürliche Zucken gewesen. Lag denn jetzt irgendetwas im Argen? Nietzsche ging ihm noch einmal durch den Kopf. Und das blecherne Geräusch der Vaterunser-Glocke. War vielleicht etwas mit Benedikt? Er würde ihn bald einmal auf ein Glas Wein einladen.

Schwer war es nicht, das Dienstgewand der lutherischen Pastoren. Dennoch hatte Benedikt Mühe, seinen Talar über den ausladenden Holzbügel zu ziehen und in den großen Eichenschrank zu wuchten, in dem auch die Superintendentin und der Vikar ihre Gewänder aufbewahrten. Wie erschöpft er sich doch fühlte! Als hätte er acht Stunden harter körperlicher Arbeit hinter sich.

Die Sakristei, der stille Raum, den er vor und nach den Gottesdiensten jeweils für ein paar Minuten ganz für sich allein hatte. Er mochte diesen Ort mit seiner nüchternen Einrichtung: ein großer Tisch und zwei bestimmt hundert Jahre alte Stühle, ein kleiner Wandaltar, ein versilbertes Kreuz mit einem steinernen Fuß und zwei verschnörkelte silberne Kerzenleuchter auf einem zierlichen Tischchen davor. Vor dem Kreuz lag eine Bibel in alter Schrift, auf der Seite des Evangeliums für den Sonntag Judika aufgeblättert. Gemalte Porträts von Geistlichen, die vor langer Zeit ihren Dienst an der Petrikirche versehen hatten, hingen an den Wänden. Benedikt hatte ihre Namen und Lebensgeschichten vor Jahren nachgeschlagen, aber längst wieder vergessen. Ob jene auch einmal an ihren pastoralen Pflichten und an sich selbst verzweifelt waren?

Gern hätte er sich an diesem ruhigen Ort noch eine Weile verkrochen, doch er musste sich stellen. *Mich stellen*, dachte er, als gälte es, sich für ein Verbrechen zu verantworten. Benedikt verließ die Sakristei mit einem tiefen Seufzer. Als er an der modernen Petrusskulptur vorbeiging, die seit einigen Jahren der Stolz der Kulturbeflissenen in der Gemeinde war, fiel ihm ein, dass auch dieser biblische Gefolgsmann Jesu die Spannung zwischen Bekenntnis und Verleugnung hatte aushalten müssen. Er erreichte das südliche Seitenschiff, wo der Küster einige Stehtische für den Kirchkaffee auf-

gestellt hatte. Nur ein schaler Duft des von ihm sonst so geschätzten Heißgetränks wehte ihm entgegen. Der Kaffee musste aufgrund eines Synodenbeschlusses aus fairem Anbau sein, und weil die Bohnen ziemlich teuer waren, sparten sie am Pulver und gaben reichlich Wasser hinzu. Die dänischen Butterkekse, die auf kleinen Tellern angerichtet waren, wanderten meist unangetastet wieder in die Blechdose zurück.

Nur an drei Tischen standen kleine Gruppen zusammen. Die anderen Gottesdienstbesucher waren offenbar nach dem Segen nach Hause gegangen.

»War doch gar nicht mal so schlecht«, sagte jemand, dessen geübte Stimme sich über das allgemeine Gemurmel legte. Es war Schmiedemann, Anwalt für Familienrecht und Vorsitzender des Kirchenvorstands. In seinem schlichten, aber sicher nicht billigen grauen Anzug stand er mit einem älteren Ehepaar, das Benedikt nur vom Sehen kannte, und dem unsäglichen Klaus Hambrück zusammen. Mit *gar nicht mal so schlecht* hatte Schmiedemann wohl seine Predigt gemeint. Jedenfalls wirkte er peinlich berührt, als er Benedikt bemerkte.

»Ach, Herr Pastor Theves!«, rief er nun und winkte Benedikt an seinen Tisch heran. »Wir sprachen gerade von Ihnen. Äh, vielen Dank für diesen Gottesdienst.«

Es erfolgte das in kirchlichen Kreisen unvermeidliche Händeschütteln.

Benedikt wusste, dass der Vorsitzende es eigentlich immer gut mit ihm meinte. Gleichwohl war er gekränkt, dass sich Schmiedemann in seinen Äußerungen gegenüber anderen offenbar nicht als uneingeschränkt loyal erwies.

Hambrück grinste und nahm in einer ziemlich unmusikalischen Udo-Jürgens-Imitation den Faden wieder auf. »Vielen Dank für die Blu-men«, sang er, blickte Beifall heischend in die Runde, als hätte er gerade den besten Witz aller Zeiten gerissen.

Seine Stimme klang grob und kehlig, wie nach einer Flasche Wodka und fünfzig Zigaretten, und er roch auch danach.

Dann legte er nach: »Also, wenn Sie mich fragen, ich fand's nicht so prickelnd.«

Benedikt war kurz davor, seinem eingeübten Drang, sich zu rechtfertigen, nachzugeben. Fast hätte er mit seiner Entschuldigungslitanei begonnen: die harte Arbeitswoche, die anstrengende Sitzung des Bauausschusses am Freitag, der viel zu anspruchsvolle Bibeltext ... Da spürte er einen Luftzug hinter sich. Es war nur ein zarter Hauch. Benedikt wandte sich um. Vor ihm stand Clara Stern in ihrem weißen Parka; die langen schwarzen Haare umrahmten ihr blasses, geheimnisvolles Mädchengesicht. Wortlos, wie immer, schaute sie Benedikt direkt an und wandte ihren Blick nicht ab, als sie ein DIN-A4-Blatt entfaltete.

Auch an den anderen Tischen wurde es still. Alle Augen waren auf das Mädchen gerichtet.

Kalligrafisch und elegant mutete an, was nun zum Vorschein kam, offenbar mit einem feinen Pinsel in anthrazitfarbener Tinte mit allerlei Verzierungen auf das Papier gebracht. Doch es war kein Gemälde. Es war ein einziger Satz, der da zu lesen war: Ich möchte beichten.